



Ein alter Pfarrer vor einer immer älter werdenden Gemeinde – so sieht die Realität in vielen Kirchen Deutschlands aus. Alle, die in der Kirche engagiert sind, wissen:

Pfarrgemeinde in der Krise

Sakramentenspende ohne Seelsorge?

Es muss sich was ändern! Mit der Schaffung von großen pastoralen Räumen oder Großpfarreien wird versucht, die immer weniger werdenden Priester auf größere Einheiten aufzuteilen. Damit jeder noch »seinen« Pfarrer behält – irgendwie. Wird in Zukunft damit ein immer älter werdender Pfarrer vor einer nicht nur immer älter, sondern auch immer größer werdenden Gemeinde stehen? Und schafft die katholische Kirche damit eine Öffnung für bislang eher kirchenferne Gruppen? Studien belegen, dass die katholische Kirche an einer sogenannten Milieuerengung leidet – sprich: nur noch wenige gesellschaftliche Gruppen überhaupt noch erreicht. Kann die Schaffung von Großstrukturen tatsächlich die Probleme lösen helfen, mit denen sich Kirche und in ihr engagierte Menschen herumschlagen? Im »Apostel« greifen wir im Gespräch (das wir in Auszügen unten wiedergeben) mit einigen Patres, die selbst über eine langjährige Erfahrung in der Gemeindepastoral verfügen, und einer Pastoraltheologin diese Fragen auf.

■ *In den Köpfen der Menschen ist Gemeindepastoral, ist Kirche vor Ort angesiedelt. Gerade auf dem Land stellen die Kirchen mit ihren alles überragenden Türmen, zumindest optisch, den Mittelpunkt des Gemeindelebens dar. Die Wirklichkeit ist heute vielfach eine andere. Frau Dr. Müller, wir fragen Sie als Pastoraltheologin, die den Blick von außen auf die Situation hat: Vor welchen Problemen und Anforderungen steht die Gemeindepastoral heute?*

Dr. Hadwig Müller: Die Probleme werden meistens mit Mängeln angegeben. An erster Stelle werden oft die Priester genannt, die weniger werden, das Geld wird auch weniger, und die Gläubigen werden weniger. Das ist meines Erachtens ein vielleicht äußerlich für Kirchenleitung und Verwaltung sehr sichtbarer Bestandteil des Ganzen, aber dennoch nur ein Teil. Zur Bestandsaufnahme gehört auch, dass es bei vielen Christinnen und Christen ein wachsendes Bewusstsein in Form von Fragen gibt, was denn ihr Glaube für sie persönlich, aber auch gesellschaftlich bedeuten kann. Das heißt, ein sogenanntes

Erwachsenen-Christentum breitet sich aus, und das ist nicht unbedingt schlecht.

P. Hans-Ulrich: Ich bin der Überzeugung, dass wir von der Fokussierung auf die Pfarrgemeinde als juristische Person, als Pfarrei, wegmüssen, hin zur Profilierung von Gemeinde. Ich beobachte bei uns in St. Mauritz (Münster) – einer städtischen Gemeinde mit einer gesunden Durchmischung von Gläubigen – eine Entwicklung von einer sehr klerikal geführten hin zu einer mitverantwortlichen Gemeinde. Wir machen uns als Pfarrer zwar nicht überflüssig, aber wir gestalten es so, dass die Leute sagen: »Wir sind Gemeinde, wir machen das und dürfen das auch!«

P. Wolfgang Jungheim: Es wird viel Wert auf Katechese gelegt wird. Das spielt eine wichtige Rolle – ob es die Vorbereitung auf die Firmung ist, auf die Erstkommunion oder Braut- und Trauergespräche. In der Zusammenarbeit mit den Haupt- und Ehrenamtlichen in den Pfarreien wird mir deutlich, dass der Pfarrer heute eine andere Qualifikation braucht: Er müsste sich vom erhabenen Priester weg, zum Team-

mitglied hin entwickeln – und das haben wir eigentlich nicht gelernt! Ich vermisse den Geist des Miteinander-Redens und Miteinander-Umgehens, den sich die Würzburger Synode in der Umsetzung des Zweiten Vatikanischen Konzils auf die Fahnen geschrieben hat. Die Kommunikation und Zusammenarbeit zwischen Kirchenleitungen einerseits und Haupt- bzw. Ehrenamtlichen in den Gemeinden andererseits lässt davon im Moment nicht viel spüren ...

P. Heinz Josef: Mein Eindruck ist seit Längerem, dass die Kirche wichtige Funktionen einbüßt. Früher war die Kirche der soziale Rahmen, der das Leben bestimmt hat. Heute haben wir viele Konkurrenten, früher hatten wir das Sonntagsmonopol, das ist völlig weg. Es gibt auch Funktionsverluste bei der Markierung bestimmter Lebenssituationen, wie viele kirchliche Hochzeiten haben wir noch? Auch bei den Beerdigungen merkt man einen gewissen Hang zur Säkularisierung.

P. Ludger: Meine Erfahrung aus der Citypastoral in Koblenz ist, wie wenig die Leute den Gesamtkomplex der sprachlichen Äußerung, der symbolischen Äußerung von Kirche überhaupt noch verstehen. Kirche ist nicht Bestandteil der real existierenden Kultur und Lebensweise der Menschen von heute in Deutschland. Ich beobachte zum Beispiel immer wieder die Unkenntnis von liturgischen Vollzügen.

Dr. Hadwig Müller: Wenn ich das mal so plakativ sagen kann: Früher war Gemeinde ein Pferch mit einem Zaun darum, mit einem Pfarrer, der guckt, dass die Leute so leben, wie es die Kirche vorschreibt ... Das bricht aber nicht nur weg,



Pater Hans-Ulrich Willms ssc ist Pfarrer in der städtischen Gemeinde St. Mauritius in Münster. Seine Gemeinde ist mit 5.000 Katholiken noch relativ klein, was Seelsorge mit Gesicht möglich macht.



Pater Wolfgang Nick ssc ist Pfarrer einer Großpfarrei auf dem Land in der katholischen Eifel-Gemeinde Brohlthal. Er betreut 16 Dörfer mit rund 7.500 Katholiken.



Pater Peter Egenolf ssc ist leitender Pfarrer im pastoralen Raum Arnstein, wo er fünf Gemeinden betreut, die zusammenwachsen müssen.

sondern es ist etwas anderes da! Ich werde zum Beispiel öfters gefragt, ob ich an die Auferstehung glaube und was sie für mich bedeutet. Wenn eine Frage im Herzen des Christentums steht, dann diese! Von daher sind wir eingeladen, andere Fragen zu stellen, einen anderen

Blick auf den Glauben zu richten und nicht nur von der Vergangenheit her zu urteilen. Riten sind wichtig, aber es sind letzten Endes »nur« Riten. Suche drückt sich heute anders aus!

P. Hans-Ulrich: Andererseits ist meine Erfahrung, dass es die Menschen anspricht, wenn wir Ihnen die Bedeutung von Riten und Liturgie erklären. Wir erleben die meisten Kircheneintritte nach Beerdigungen. Da kommen die Hinterbliebenen, die ansonsten mit Kirche gar keinen Kontakt haben, mit uns in Berührung. Wir versuchen, die einzelnen Schritte zu erklären und die Rituale zu begründen. Wir versuchen ihnen zu zeigen, was Kirche für das Leben bedeutet. Dass Glaube und Leben dasselbe bedeuten.

■ Welche Erfahrungen machen Sie in der Praxis mit einer Pastoral ohne konkreten Ort? Mit der Arbeitsteilung zwischen priesterlicher Gesamtleitung und Hauptamtlichen, die ortsübergreifend etwa für Jugendpastoral oder Altenseelsorge zuständig sind?

P. Wolfgang Nick: Auf dem Land haben wir durch die Schaffung der pastoralen Räume das Problem der anonymen werdenden Seelsorge. Wir betreuen 16 Dörfer mit 7.500 Katholiken, da kann ich als Pastor nicht überall präsent sein. Ich sage immer scherzhaft, die Leute kennen mein rotes Auto mit dem ortsfremden Nummernschild besser als mich. In den Dörfern sind die Kapellen und Kirchen ein großer Identitätsfaktor. Sie regen die Menschen zum Mitmachen an. Ich erlebe aber im Moment bei vielen Christinnen und Christen eine Verunsicherung. Die haben zwar auch

schon vorher mitgearbeitet – aber da hat der Pastor ganz klar und deutlich gesagt, wo es langgeht. Da ist heute mehr Eigeninitiative und Verantwortung gefragt.

P. Peter: Der Trend hin zu großen Einheiten ist in den Bistümern überall gleich. Das ist ein Preis für den zölibatären Priester. Ich habe es mit acht evangelischen Pfarrern zu tun, in meiner Pfarrei! Wenn ich das bewerten soll, schlagen mindestens zwei Herzen in meiner Brust. Als Pfarrer einer Großpfarre bin ich nicht nur für die Sakramente zuständig, ich bin auch der Verwalter. Und wenn ich dann noch Seelsorge betreiben möchte, geht das nur, wenn sich die Strukturen vereinfachen. Andererseits – und

das kann eine Chance sein – wird es in größeren Einheiten auch Zusammenschlüsse und Gruppen geben, die ortsübergreifend Menschen mit gleichen Interessen zusammenbringen. Ich erhoffe mir davon einen Gewinn und das Engagement von Menschen, die bislang nicht so genau wussten, wo sie sich einbringen können.

P. Wolfgang Nick: Für mich ist ganz wesentlich, dass wir über die Frage des Zugangs zum Amt reden müssen. Ich sehe das wie Pater Peter: Wir zahlen einen hohen Preis für den zölibatären Priester. Warum sollten Priester nicht verheiratet sein? Und warum schließen wir von vornherein die Hälfte der Menschen vom Priesteramt aus? Können wir uns das wirklich noch erlauben?

P. Hans-Ulrich: Das Zölibat gehört meines Erachtens in die Ordensgemeinschaften! Es spricht nichts gegen den verheirateten Weltpriester. Unsere Gemeinde befindet sich durch die Umstrukturierungen, die auch Folge des Priestermangels sind, auf dem Weg zu einer Großgemeinde mit 20.000 Katholiken. Wie wir dann noch eine Seelsorge hinbekommen, die noch ein Gesicht hat, wird die große Herausforderung sein.

Dr. Hadwig Müller: Vielleicht können wir da von den Erfahrungen aus Frankreich lernen? Im Bistum Poitiers (siehe dazu S. 13) setzt man sich dem Zwang nicht mehr aus, in jeder Pfarrei den Pfarrer zu erhalten. Da wird die Gemeinde viel stärker in die »Pflicht« genommen. Über örtliche Laiengruppen wird ein Großteil des Gemeindelebens in sogenannten »équipes« organisiert. Das ist allerdings mit dem Ehrenamt in unseren Gemein-



Pater Wolfgang Junghelm ssc hat eine halbe Priesterstelle als Pfarrbeauftragter nach Kanon 517 § 2 des kirchlichen Gesetzbuchs (CIC) in der Gemeinde St. Barbara in Lahnstein und eine halbe, von den Arnsteiner Patres finanzierte Stelle in der Flüchtlingsarbeit des Rhein-Lahn-Kreises.



Pater Ludger Widmaier ssc war lange Jahre in Argentinien Pfarrer und verfügt über Erfahrung in der Pastoral mit Basisgemeinden. Im Moment ist er in der Citykirche in Koblenz aktiv.

den nicht ganz zu vergleichen. Diese »équipes« werden nicht nur in die Pflicht genommen, sie werden auch mit viel Vertrauen für ihr Amt ausgestattet. Der Pfarrer wird dadurch nicht überflüssig, er kann sich vielmehr auf Sakramentenspende und Mission konzentrieren.

P. Heinz Josef: Das entspricht auch meiner Erfahrung aus Norwegen. Dort ist die katholische Kirche eine Diasporakirche, die über wenig Strukturen und noch weniger Finanzen verfügt. Da sind die Eigenverantwortlichkeit innerhalb der Gemeinde und das Ehrenamt wesentlich für das Funktionieren von praktischem Gemeindeleben. Auf der anderen Seite – und da ist man



Dr. Hadwig Müller ist Theologin und Psychologin. Sie bringt ihre Erfahrungen aus Brasilien sowie aus dem Bistum Poitiers in Frankreich ein. Seit einigen Jahren ist sie bei missio Aachen im Bereich theologische Grundlagen tätig.



Pater Heinz Josef Catrein ssc ist Provinzial der Arnsteiner Patres. Er bringt 20 Jahre Erfahrung aus der Pastoral der Minderheiten- und Migrantenkirche aus Norwegen mit.



in Norwegen weiter als in Deutschland – wissen die um die Bedeutung von Erwachsenenkatechese. Das ist dann auch eine wichtige Aufgabe des Pfarrers. Die Kirche in Norwegen ist missionarisch geprägt. Auf die Präsenz vor Ort wird nicht verzichtet, auch wenn nicht in jeder Gemeinde ein Pfarrer wohnt. Es gibt immer einen lokalen Ansprechpartner und sehr regelmäßige Besuche des Pfarrers.

■ **Bedeutet diese Struktur aber nicht zwangsläufig, dass es eine Spaltung zwischen der Sakramentenpastoral und dem Lebensvollzug gibt, und ist es nicht im katholischen Verständnis so, dass das immer zusammengehört?**

P. Peter: Als Pfarrer von fünf Gemeinden erlebe ich das Auseinanderbrechen von Sakramentenpastoral und Lebensvollzug sehr stark. Ich möchte als Pfarrer vor allem Seelsorger und nicht Verwalter sein. Ich möchte eine Beziehung zu den Menschen haben, aber das ist wirklich nur eingeschränkt möglich. In manche Gemeinden komme ich nur einmal im Monat. Andererseits wird auch deutlich, dass die Seelsorge nicht nur vom Pfarrer verantwortet wird, dass es ein Mannschaftsspiel ist. Die hauptamtlichen pastoralen Mitarbeiter übernehmen auch Verantwortung für die Liturgie und sind Ansprechpersonen. Sowohl ich als Pfarrer wie auch die Leute lernen, es muss nicht alles über den Pfarrer laufen!

P. Hans-Ulrich: Ich glaube, wir müssen uns endgültig von der Volkskirche verabschieden. Jesus hat gesagt: »Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.« (Mt 18,20) Und nicht: »Wo 500 sind ...« Dabei besteht natürlich die Gefahr einer Auswahl, die ausgrenzt ...

■ **Ist die Rede von der sogenannten kleinen Herde nicht häufig eher Ausdruck von Resignation statt von Aufbruch? Ist dies bei vielen nicht eine Chiffre für die mangelnde Bereitschaft, missionarisch Kirche sein zu wollen und wirklich auf andere Menschen und Gruppen zuzugehen?**

P. Heinz Josef: Meine Erfahrung aus Norwegen ist, dass man auch mit wenigen Menschen eine qualitativ hochwertige Gemeinde leben kann. In der Diaspora geht die Tendenz zu kleinen Gruppen, aber mit engagierten Leuten. Auch was die finanzielle Seite betrifft, ist die Realität in Norwegen eine andere. Der Staat finanziert die katholische Kirche nicht. Dieser Mangel hat

mich in meiner Arbeit als Pfarrer auch nie behindert. Im Gegenteil, eine arme Kirche ist durchaus glaubwürdig und kann voll funktionieren. Die Menschen in der Gemeinde wissen, alles, was wir nicht machen, gibt es nicht ...

P. Peter: ... Und dennoch ist die kleine Herde in Norwegen etwas ganz anderes als hier. Die Herde in Norwegen ist klein, geht aber quasi von 0 bis 80 Jahren. Wir dagegen sind in den mittleren Jahrgängen und bei den Jugendlichen ausgedünnt. Kontakt zu Kindern und Jugendlichen haben wir lediglich in der Schule bzw. in der Zeit der Katechese. Kleine Herde bedeutet dann tatsächlich Milieuerengung. Die Erwartungen an Kirche können auch vielfältiger nicht sein: Einige suchen das Kulturelle oder geistliche Musik. Andere sind sozial engagiert und wieder andere suchen die Dienstleistung, das Ritual in bestimmten Lebenssituationen wie Taufe oder Beerdigung, aber ohne weitere Verbindungen zur Gemeinde. Einige sind örtlich gebunden und engagiert – für sie ist die Kirche, auch als Bauwerk, Ausdruck ihres Katholizismus. Das gibt ein komplexes Bild, und manchmal sind die Erwartungen nicht nur unterschiedlich, sondern auch entgegengesetzt. ■

FRAGEN UND BEARBEITUNG:
S. SARGENTI UND T. MEINHARDT

Die Schaffung von Großeinheiten – ob in Form von pastoralen Räumen oder Großpfarreien – ohne Veränderungen der Leitungsstrukturen und grundlegende Überprüfung der Aufgabenbereiche scheint nicht die Lösung für die Probleme in der Gemeindepastoral zu sein. Sie ist eine eher pragmatische Antwort auf die vielen Fragen der Erneuerung und Entwicklung von Kirche und kein Aufbruch in Richtung missionarische Kirche. Im nächsten »Apostel« werden wir dieses Gespräch weiterführen und überlegen, wohin die Reise gehen könnte und welchen Beitrag Ordensgemeinschaften wie die Arnsteiner Patres dazu leisten können.



Am Anfang war das Vertrauen

Über die neuen Wege der Gemeindebildung im Bistum Poitiers, Frankreich

Priestermangel, Schwund an Gläubigen und knappe finanzielle Ressourcen: Die katholische Kirche in Frankreich kämpft – trotz großer Unterschiede in anderen Bereichen – durchaus mit vergleichbaren Problemen wie wir in Deutschland. Auch dort geht man den Weg der Zusammenlegung. Das betrifft dann nicht die Pfarreien, sondern die viel kleiner zugeschnittenen Bistümer. Und dennoch ist die Antwort in Frankreich eine grundlegend andere! Das Erzbistum Poitiers mit Bischof Albert Rouet ist sicher ein Vorreiter und die Spitze der Veränderungen, die aber auch in den anderen Bistümern sichtbar werden. Bischof Albert Rouet hat nach seiner Amtseinführung das gesamte Bistum besucht und in jedem Dorf mit den Menschen gesprochen. Ihm ist schnell klar geworden, wie wichtig die Präsenz von Kirche vor Ort für die Menschen ist. Was das konkret heißen könnte, führte Bischof Rouet zu der Frage, was Kirche an sich ausmacht. Welches Gesicht soll Kirche haben? Und damit zur Frage, welches die Kernaufgabe eines Priesters ist und welche Aufgaben der Gemeinde zufallen könnten. Dabei haben sich der Bischof und der Priesterrat die Erfahrungen der Basisgemeinden in Lateinamerika und Afrika zu eigen gemacht, wo Laien – zum Teil Menschen, die weder lesen noch schreiben können – Verantwortung für ihre Gemeinde übernehmen. In Poitiers fragte man sich: Warum trauen wir unseren Leuten, die oft hochgebildet und qualifiziert sind, nicht mehr zu? Warum haben wir

nicht Vertrauen in die getauften und gefirmten Christen, vom Evangelium Zeugnis zu geben? Wer ist Kirche, wenn nicht

diese Christen? Auf diese Weise hat sich Poitiers auf den Weg gemacht und die ehemaligen Pfarreien in sogenannte »Gemeinden der Nähe« umgewandelt, wobei die neuen Gebilde nicht den alten Pfarreien entsprechen. Die Menschen vor Ort entscheiden, ob und wie sie sich zusammenschließen, um sich auszutauschen, Gemeinschaft und Zusammenhalt aufzubauen und Zeugnis für das Zusammenleben zu geben. Denn das sind ihre vorrangigen Aufgaben, und die sind nicht deckungsgleich mit den Aufgaben einer Pfarrei. Die Sorge für diese Gemeinden übernehmen sogenannte Basisequipes. Sie bestehen aus drei berufenen Mitgliedern der Gemeinde, die sich ihren Fähigkeiten und Vorstellungen entsprechend engagieren, und zwei gewählten Beauftragten für Finanzen und Pastoral. Der Priester ist nicht mehr Verwalter und allzuständiger Chef der Gemeinde, sondern deren Diener. Seine Kernaufgabe ist, dem Wachstum im Glauben und der missionarischen Dynamik zu dienen.

Bischof Albert Rouet über die Rolle der Priester: »Die örtliche Gemeinde verzichtet nicht etwa auf Priester, sie empfindet gerade deren Notwendigkeit. Sie braucht den Priester, der wahrhaft Priester ist. Die Rolle des priesterlichen Amtes erfährt eine beträchtliche Weiterentwicklung, sowohl dem theologischen Inhalt nach als auch in der Art und Weise seiner pastoralen Ausübung.«

SUSANNA SARGENTI



Bischof Albert Rouet: Mit viel Vertrauen und Mut setzt er Innovation in Gang



Reinhard Feiter, Hadwig Müller (Hr.)

»Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof«

Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers
Schwabenverlag, 2010(2. Auflage), Ostfildern 168 Seiten,
ISBN 978-3-7966-1475-0, 19,90 Euro